

man selbst unweigerlich ins Spiel der Zuschreibungen ein, muss man im Zweifelsfall doch erklären können, was sich aus eigener Sicht als ‚klassisch‘ qualifiziert. Die Formel vom ‚Gebrauch‘, durch den Texte und Autoren zu ‚Klassikern‘ werden, wäre genau besehen vom historischen Klassikbegriff gedeckt. Vielleicht wäre etwas gewonnen, von ‚Klassikern‘ statt von ‚klassisch‘ oder ‚Klassik‘ zu sprechen, implizieren die beiden letzteren doch intrinsische Eigenschaften eines Stoffs, einer Werkform, eines Stils oder einer Epoche, die sich mit der These von der merkmalsunabhängigen Wertung schlecht vertragen.

Dies gilt umso mehr, als der gewählte Zugang die lange Geschichte des stiltypologischen Klassikbegriffs ausblenden muss. Heinrich Wölfflins Entwurf einer Kunstgeschichte, die sich im Wechsel zwischen klassischer, geschlossener, linearer und anti-klassischer, offener malerischer Form entfaltet, rechnet mit einer zeitlosen Typik konkurrierender Stilformen – eine Vorstellung, die über die Vermittlung von Fritz Strich auch das literaturwissenschaftliche Verständnis von Klassik und Romantik geprägt hat. Wenn Moritz Baßler im Vorübergehen bemerkt, die meisten Klassiker seien genau gelesen wohl „nicht besonders klassisch“ (S. 42), Colombi und Krause von „Klassik im engeren Sinne“ (S. 180) oder Garibaud von einem Klassiker „im ästhetischen Sinn“ (S. 292) spricht, dann vertritt sich hier die Langlebigkeit der Vorstellung von klassischen Werken als formvollendeten Gebilden. Dass die im Klassikbegriff weiterwirkenden Vorstellungen eines klassischen Stils im funktional-partikularistischen Klassikerbegriff nicht adressiert werden können, obwohl sie immer noch virulent sind, bleibt als blinder Fleck in diesem ebenso thesenstarken wie reichhaltigen Band, dem eine rege Rezeption zu wünschen ist.

Martina Wernli, *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*. Wallstein, Göttingen 2021. 568 S., € 49,-.

Besprochen von **Joana van de Löcht**: Universität Münster, Germanistisches Institut, Schlossplatz 34, D-48143 Münster, E-Mail: van.de.loecht@uni-muenster.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2022-0018>

Wohl jede Leserin hat schon mal eine gefundene Feder in ein Tintenfass gesteckt und nach ein paar kläglichen Schreibversuchen festgestellt, dass die Tinte nicht

fließen will. Wohl jede Leserin ist schon hunderten literarischer Federn begegnet, nur um sie als eine typische Metonymie des Schreibens nicht weiter zu beachten. Während der Druckerpresse und der Schreibmaschine als Instrumente der Schriftproduktion, den mit ihnen verbundenen Praktiken und ihren Konsequenzen für die durch sie entstehenden Artefakte und deren Rezipienten bereits umfangreiche Studien gewidmet wurden – zu den prominentesten Beispielen zählen Marshall McLuhans *Gutenberggalaxis*¹ oder Friedrich Kittlers *Aufschreibesysteme*² – spielte das Instrument der Gänsefeder bislang eine eher unscheinbare Rolle, was ihrer mediengeschichtlichen Bedeutung jedoch nicht gerecht wird. Die paläographische Entwicklung der Handschrift, die aus ihr entstehenden Drucklettern und deren Geschichte sind rekonstruiert,³ Papier- und Einbandkunde füllen ganze Bücher.⁴ Auch Schreibszenen und die dortigen Verweise auf Schreibinstrumente sind kein unerforschtes Feld.⁵ Nur die Feder, die als vom Geschriebenen losgelöstes, doch über Jahrhunderte seine Voraussetzung bildendes Instrument zumeist nicht in ihrer Materialität überliefert wurde, führte bislang weitestgehend ein Schattendasein.⁶

Dies ändert die facettenreiche Studie von Martina Wernli zur (Literatur-) Geschichte des Gänsekiels, die es sich zur Aufgabe macht, die Geschichte der Schreibfeder sowie ihr Vorkommen und ihre Funktion in literarischen Texten zu rekonstruieren. Sie geht dabei von der These aus, dass „Textfedern [...] in sich immer materielle und geistige Komponenten“ vereinigen. „Als semiotische Fe-

1 Marshall McLuhan, *The Gutenberg Galaxis. The making of typographic man*. Toronto 1962.

2 Friedrich Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985.

3 Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt/M. 1991; Karin Schneider, *Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung*. 3. Aufl. Berlin – Boston 2014.

4 Einen Eindruck von der Bandbreite der Papierforschung bietet die mehrbändige *Internationale Bibliographie zur Papiergeschichte (IBP). Berichtszeit: bis einschließlich Erscheinungsjahr 1996*. München 2003. Siehe auch Peter Tschudin, *Grundzüge der Papiergeschichte*. Stuttgart 2002; Otto Mazal, *Einbandkunde. Die Geschichte des Bucheinbandes*. Wiesbaden 1997.

5 Rüdiger Campe, „Die Schreibszenen. Schreiben“. In: Hans Ulrich Gumbrecht / Karl Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. Frankfurt/M. 1991, S. 759–772.

6 Ausnahmen bilden Michael Finlay, *Western writing implements in the age of the quill pen*. Wetheral 1990, und die Dissertation von Gotthard Jensen, *Schreibgeräte, unter besonderer Berücksichtigung von Schülerschreibgeräten. Historische Entwicklung und kulturethologische Verlaufsfornen dieser Entwicklung (aufgezeigt an Kielfeder, Schiefergriffel und -tafel, Bleistift, Stahlfeder mit Halter und Füllfederhalter)*. Diss. Erlangen-Nürnberg 2004.

dem rufen sie ihre Materialität auf und resemantisieren diese je nach Epoche und Kontext auf ihre eigene Weise“ (S. 21).

Wernli wählt vier methodische Ansätze, um das Phänomen literarischer Federn möglichst präzise zu erfassen. Der erste Ansatz ist ein auf Foucault aufbauender diskurs- und disziplinierungsgeschichtlicher, der davon ausgeht, dass die Nutzung der Feder einerseits eine Körperdisziplinierung und andererseits einen ökonomischen Diskurs bedingt. Zweitens partizipieren die Ausführungen an den Konzepten der Material Culture Studies; so werden neben dem Schreiben über Federn auch überlieferte Schreibinstrumente untersucht. Da es sich bei den Federn um einen tierischen Rohstoff handelt, dessen Verbindung zur Gans immer wieder mitreflektiert wird, bilden die Cultural and Literary Animal Studies einen weiteren kulturwissenschaftlichen Hintergrund. Ergänzt werden diese Ansätze durch die Analyse von Metaphern beziehungsweise Metonymien. Die unterschiedlichen Ansätze dienen Wernli nicht zuletzt dazu, „Möglichkeiten und Grenzen einer Verbindung von Literaturwissenschaft und materieller Kulturforschung“ auszuloten (S. 25).

In der chronologisch aufgebauten Studie, die vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert reicht und neben deutschsprachigen Texten auch Beispiele der englischsprachigen, französischen, spanischen, italienischen und lateinischen Literatur mit einbringt, wechseln sich größere und kleinere Fallstudien mit unterschiedlichem methodischem Zugriff ab. Am Anfang steht die früheste Erwähnung des Schreibens mit einer Feder in Isidors von Sevilla etwa 630 erschienenen *Etymologiae*, in der der Übergang vom Schreibrohr (*calamus*) zur Feder (*penna*) ersichtlich wird. Als Beispiel der Literarisierung von Federn im Mittelalter wird die Klage des Schreibgeräts im *Welschen Gast* Tomasins von Zerklare behandelt, der sich im Laufe der Studie weitere sprechende Federn, etwa bei Erasmus von Rotterdam und Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau zugesellen. Eine weitere Szene des Übergangs bildet die Zeit um 1500, in der die Handschriftlichkeit nicht etwa durch den Druck mit beweglichen Lettern verdrängt wird, sondern in den Werkstätten der Schreibmeister zu neuer Blüte kommt. Die Verbindung von Schrift, Schreibinstrument und Tier verdeutlichen zum einen Texte rund um die Martinsgans, aber auch It-Narratives, in denen Gegenstände zu handelnden Figuren werden, für letztere bezieht sich Wernli vor allem auf die englischsprachige Literatur des 18. Jahrhunderts.

Ein besonderes Interesse der Studie gilt dem weiblichen Schreiben – so eröffnet sie mit einem Brief Annette von Droste-Hülshoffs, in dem sie über die Qualität ihrer Feder klagt, die sie offensichtlich nicht selbst zuschneiden konnte und somit stets auf (männliche) Unterstützung angewiesen war (S. 11). Das Kapitel zum 18. Jahrhundert versammelt Beispiele für den „Griff“ der Frauen zur Feder“ (S. 285) – von Briefen, über Gelegenheitsgedichte von Christiana Mariana

von Ziegler⁷ und Louisa Karsch bis hin zu auf die Bedürfnisse weiblicher Schreibender ausgelegten Utensilien wie ein Damenschreibzeug und die Reisehandtasche Bettina von Arnims. Die korrekte Handhabung des Schreibinstruments wird nicht nur am Beispiel weiblicher Federführung, sondern auch anhand pädagogischer Werke des 18. Jahrhunderts, die auf eine breite Alphabetisierung der Bevölkerung zielten, diskutiert.

Die Hochzeit der Federschrift ist die Zeit um 1800. Mit dem Geniekult werden auch Schreibgeräte auratisiert, wie Wernli am Beispiel von Schillers und Goethes Federn zeigt. Zugleich ist die Feder gerade in den Texten der Romantiker allgegenwärtig als Metonymie der Textproduktion. Die Zeit des Gänsekiels läuft im 19. Jahrhundert schließlich aus, als industriell hergestellte Stahlfedern auf den Markt kommen, die die Autoren von der Mühe des Zuschneidens und den Unzuverlässigkeiten des Schreibinstruments entlasten.

Die Stärke von Wernlis Studie liegt darin, dass sie dem vermeintlich einfachen, jedoch für das Schreiben über Jahrhunderte hin konstitutiven Gegenstand einen ungemeinen Facettenreichtum entlockt und seine kulturgeschichtliche Bedeutung erhellt. Damit unterscheidet sie sich von technik- und mediengeschichtlichen Untersuchungen ebenso wie von metapoetischen Studien, die das Schreiben über das Schreiben behandeln. Die angestrebte Verknüpfung von Literaturwissenschaft mit materieller Kulturforschung darf damit als geglückt gelten, besonders die Ergänzung des geschriebenen Textes durch zahlreiche illustrierende Abbildungen befördert dieses Ansinnen. Allenfalls ließe sich monieren, dass nicht alle präsentierten Beispiele gleichermaßen ergiebig sind und durch die chronologische Ordnung die behandelten Gegenstände (literarische Texte, ökonomische Quellen, Schreibprozesse) teils etwas abrupt aufeinanderfolgen. Dies wird durch eine gekonnte Leserführung – die bei einer Vollektüre des Bandes vielleicht an einzelnen Stellen ermüdet, jedoch für zielgerichtetes Suchen sinnvoll ist – aufgefangen. Die Erforschung der europäischen Schrift- und Schreibgeschichte ist durch diesen Band um einen bedeutenden Beitrag reicher und er sei jedem ans Herz gelegt, der sich für die kulturelle Bedeutung der Handschriftlichkeit vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert interessiert. Und jeder Leserin, die eine Gänsefeder zum Schreiben nutzen will, sei der Band wegen des reichhaltigen Federwissens empfohlen: Von der richtigen Federwahl bis zum korrekten Zuschnitt versammelt Wernlis Band in Vergessenheit geratene Wissensbestände.

7 Im Widerspruch zu der Aussage Wernlis, dass „zu Ziegler zurzeit weder die Primärtexte im Handel greifbar sind noch die Forschung über eine Handvoll Arbeiten hinausgeht“ (S. 298), sei an dieser Stelle auf den 2019 von Astrid Dröse herausgegebenen und im Zürcher Verlag Secession erschienenen Band *Moralische und vermischte Sendschreiben* Christina Mariana von Zieglers hingewiesen.